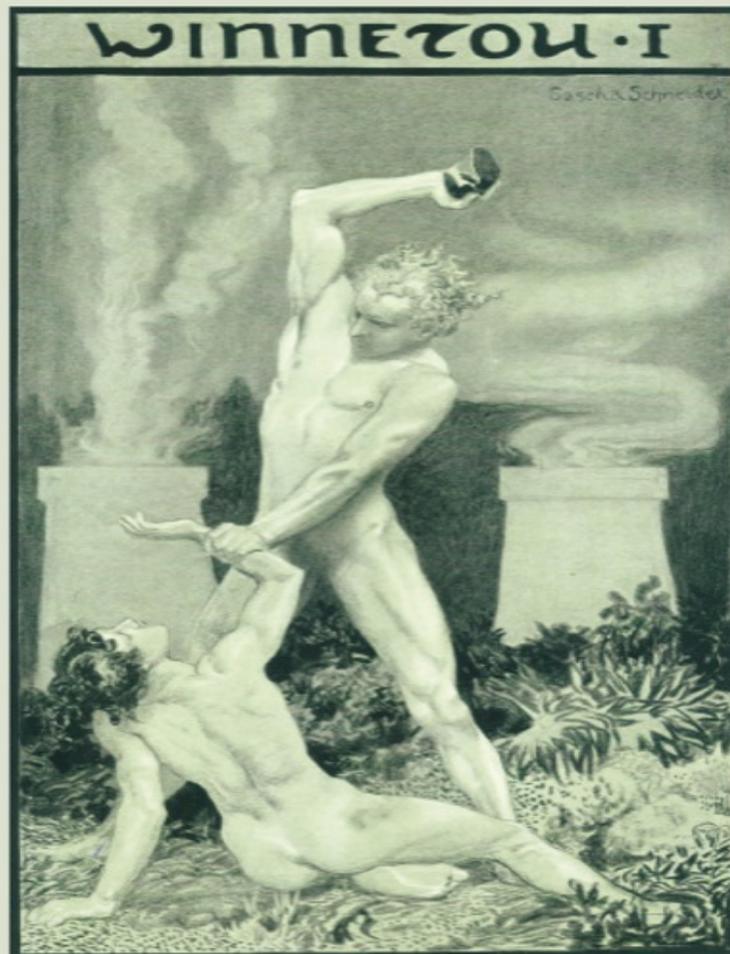


# Josef Winkler

## Winnetou, Abel und ich



## Suhrkamp

*Karl May war des jungen Josef Winkler Lektüregott. Älter und selber Autor geworden, las der Bühnenpreisträger »Winnetou« und »Weihnacht« erneut und betrachtete die Bilder Sascha Schneiders. Vier Nacherzählungen entstanden - dazu eine Geschichte, die noch einmal in Winklers Kärntner Indianerkindheit zurückführt.*

Als die Karl-May-Filme mit Pierre Brice und Lex Barker Mitte der Sechzigerjahre in die österreichische Provinz kamen, wurden in meinem Heimatdorf Kamering Filmplakate auf unsere marode Heustadelwand geklebt, neben einem üppig Früchte tragenden Marillenbaum, den der Onkel für mich eingepflanzt hatte. Im Nachbardorf Ferndorf, am anderen Ufer der Drau, im Kinosaal des Heraklithwerkes, wurde »Winnetou I« gezeigt. Über eine Stunde lang flehte ich meinen Vater in der ratternden Getreidemühle an, ob ich mit dem Lehrer ins Kino gehen dürfe, das erstemal in meinem Leben, bis er, vollkommen eingestaubt vom frischen Mehl, zustimmend nickte. Danach wollte ich unbedingt die Karl-May-Bücher lesen, wußte aber nicht, wie ich an Geld herankommen sollte, denn die Mutter sagte einmal: »Für Bücher haben wir kein Geld!«

In meiner Verzweiflung begann ich von den Eltern und von der Pfarrerköchin Geld zu stehlen. Mutter und Vater beäugten mich beim Lesen mißtrauisch, denn die Nachbarin sagte zu meiner leichtgläubigen Mutter: »Karl May verdirbt ihn!« Erlöst wurde ich erst vom Tierarzt, der nach getaner Arbeit mit einer Terpentinseife, auf der ein Hirschkopf eingeprägt war, seine Hände wusch und mich dabei fragte, was ich denn da lese, und mich in Anwesenheit meiner Eltern bestärkte: »Sehr gut! Sehr gut!«

Noch im Alter von fünfzehn Jahren, als ich bereits die Handelsschule in Villach besuchte, verlor ich die Karl-May-Bücher nicht aus den Augen, obwohl ich bereits Camus, Hemingway und Sartre las. In einer

Buchhandlung entdeckte ich gebundene Ausgaben mit den mich anziehenden mystisch-christlich-homoerotischen Deckblattbildern des Künstlers Sascha Schneider, einem Zeitgenossen und Freund von Karl May. Woche für Woche stahl ich nacheinander diese sündteuren antiquarischen Bücher.

Der älteste Bruder und zukünftige Hoferbe beschwerte sich beim Vater, daß auch er auf dem Hof arbeiten müsse, damit mein Schulgeld für die Handelsschule bezahlt werden könne, während meine anderen Geschwister in einer Handwerkerlehre ihr eigenes Geld verdienten. Die Maschinschreiblehrerin verlangte, daß wir, um das Zehnfingersystem schneller zu erlernen, auch zu Hause üben sollten. Als der Vater einmal mit dem ältesten Bruder aus Villach zurückkam, stellte er grinsend eine *Brother de luxe*, eine hellblaue Schreibmaschine mit weißen Kunststofftasten auf den Küchentisch unter den Augen des mürrischen zukünftigen Ackermann, der mit dem Vater die Schreibmaschine auch noch aussuchen mußte.

Der Marillenbaum wurde eines Tages vom Vater, der mich bei einem Mittagessen im Beisein meiner Brüder einen »nutzlosen Marmeladefresser« nannte, und vom ältesten Bruder ohne Vorankündigung abgeholt. Es war wie ein Mordanschlag.

Ich nahm »Winnetou III« mit dem Titelbild von Sascha Schneider zur Hand, auf dem der nackte Winnetou abgebildet war, dem bei der Himmelfahrt die Häuptlingsfeder abhandenkam, und begann die Sterbepassage abzutippen, das Zehnfingersystem am Tod Winnetous zu erlernen. Schritt- und buchstabenweise begann damit *Anschlag für Anschlag* der Abschied von den Eltern und Geschwistern.

Josef Winkler, geboren 1953 in Kaming (Kärnten), lebt in Klagenfurt.

Josef Winkler  
WINNETOU, ABEL UND ICH

Mit Bildern von Sascha Schneider

Suhrkamp

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2014  
Der vorliegende Text folgt der Erstausgabe, 2014.

© Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Umschlagabbildung: Zeichnung von Sascha Schneider, © Karl-May-Museum Radebeul bei Dresden

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

eISBN 978-3-518-73947-1

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

## *Inhalt*

Winnetou, Abel und ich

Selki lata und Schöner Tag

Swallow, Parranoh und Pimo

Weihnacht oder Die gute Haut

Winnetous Mord und Winnetous Tod



Ende des 19. Jahrhunderts besuchte der berühmte Fotograf Burton Holmes mit seinem Freund Oscar Depue das nördliche Arizona, wo sie den Schlangentanz der Hopi-Indianer filmten. Als er den fertigen Film vor 500 Angehörigen des Navaho-Stammes vorführte, befühlten und streichelten die völlig verblüfften Indianer, die sich in den beweglichen Bildern wiederfanden und erkannten, die Leinwand und rieben ihre Wangen daran.

*Winnetou, Abel und ich*

Mitte der sechziger Jahre kamen die Karl-May-Filme in der österreichischen Provinz in die Kinos. Als »Winnetou I« in Ferndorf auf der Leinwand flimmerte und meine Schulfreunde, die Söhne des Lehrers Emanuel Wenger, mir stolz auf der Dorfstraße berichteten, daß sie mit ihrem Vater im weißen Volkswagen von unserem Heimatdorf Kamingersdorf ans andere Ufer der Drau, nach Ferndorf, führen, um sich den Winnetoufilm anzuschauen, fragte ich den Lehrer, ob ich mitfahren dürfe. Bis dahin hatte ich noch nie einen Kinosaal betreten, nie eine Leinwand gesehen. Ich ging an einem frühen Nachmittag zu meinem Vater, der in der Getreidemühle neben dem Plumpsklo in stundenlanger Arbeit wieder einmal das ohrenbetäubende Mahlwerk reparierte mit den immer wiederkehrenden Fluchworten »Teufel! Teufel! Doppelteufel!«, und fragte ihn, ob ich mit unserem Oberlehrer, wie wir ihn respektvoll und im geheimen auch ironisch nannten, und mit seinen beiden Söhnen ins Kino gehen dürfe. »Winnetou eins spielt!« rief ich im Lärm der Mühle dem Vater zu. Er reparierte weiter verbissen und mit gerunzelter Stirn das Mahlwerk, gab mir aber keine Antwort. Nachdem ich ihn mehrere Male gefragt hatte, verließ ich die mit vielen vom Mehlstaub beschwerten, tief herunterhängenden Spinnweben ausgekleidete Mühle, in der auf jedem Gegenstand ein zentimeterdicker Mehlfilm lag, ging an der schlampig abgedeckten Jauchegrube vorbei, setzte mich eine Zeitlang auf den hölzernen Rand des Plumpsklos mit dem breit ausbetonierten Schlund, in dem dann und wann ungeliebte, neugeborene Katzen verschwanden, um dann in der Jauchegrube aufzutauchen, blätterte in der »Kärntner Kirchenzeitung« und kehrte in die Mühle zurück. Wieder bekam ich vom

Vater keine Antwort, ging noch einmal aufs Plumpsklo und raschelte nervös in den herumliegenden Zeitungen. Die Mühle ratterte inzwischen mit regelmäßigem Ton, sie war repariert, der Vater war von oben bis unten mit Mehl bestäubt, selbst an seinen Augenbrauen hing der Staub des frisch gemahlenden, warmen Getreides, weiß waren auch seine schmalen, trockenen Lippen, selbst an den Bartspitzen hing da und dort als winziger weißer Punkt ein Mehlstaubpartikel. Laut rief ich in das klappernde Geräusch hinein: »Tate! Darf ich mit dem Lehrer ins Kino gehen? Winnetou eins spielt, fünf Schilling kostet es. Der Eman und der Erich kommen auch mit!« Ich kam wohl fünfmal bei ihm vorbei, es dauerte über eine Stunde, bis der am ganzen Körper mit Mehl bestäubte Vater zustimmend nickte, aber nach wie vor sagte er kein Wort. Zum Schluß flehte ich nur mehr jammernd: »Tate! Tate! Tate! Kann ich ...«

Am Abend ging ich in den Stall und bat ihn um das Kinogeld. Ich hatte Angst, daß er sein wortloses Versprechen schon wieder vergessen oder es sich überhaupt anders überlegt haben könnte. Er schob seinen speckigen dunkelgrauen Arbeitshut, der wohl ein Jahrzehnt nicht gewaschen wurde, nachdenklich auf seinen Hinterkopf, runzelte die Stirn, stand wortlos vom Melkschemel auf, ging über den Hof, ins Haus und in die Küche und nahm aus dem obersten linken Fach der Kücheneinrichtung, die einst mit dem ganzen Geschirr zu Boden gedonnert war, seine schwarze Brieftasche heraus, gab mir wortlos das Geld und verschwand in den Stall, hockte sich, gedankenverloren mit beiden Händen den Kopf aufstützend, zur pumpenden elektrischen Melkmaschine zwischen zwei Kühe. Neben der abgegriffenen Brieftasche befanden sich in dem Fach auch sein elektrischer Philips-Rasierapparat und die mechanische »Wehrmacht-Alcoco-Haarschneidemaschine-Solingen«, die man heute noch erwerben kann, mit der er mich und meinen jüngeren Bruder alle paar Monate malträtierte. Auf der zerfledderten roten Schachtel, auf der die